

Martina EBI / Viktoria ESCHBACH-SZABO: *Japanische Sprachwissenschaft: Eine Einführung für Japanologen und Linguisten*, Tübingen: Narr Francke Attempto 2015 (narr Studienbücher). 224 S. ISBN 978-3-8233-6884-7.

Sven Osterkamp, Bochum

Die vorliegende Einführung richtet sich laut Vorwort “in erster Linie an B.A.-Studierende der Japanologie” sowie als zweite Zielgruppe an “Studierende der Linguistik und Menschen mit einem akademischen Interesse an der japanischen Sprache” und hat sich das anspruchsvolle Ziel gesetzt, “die philologischen und linguistischen Grundlagen zu einer reflektierten und differenzierten Auseinandersetzung mit der japanischen Sprache in schriftlicher und mündlicher Form [zu] legen” (S. 9) – ein Anliegen, das man nur sehr begrüßen kann.

Wie man es von anderen narr Studienbüchern gewohnt ist, ist auch dieser Band optisch ansprechend und leserfreundlich gestaltet. Die nahezu lückenlose Angabe der japanischen Entsprechungen zu Fachtermini, die in den 13 thematisch breit gefächerten Kapiteln vorkommen, ist ebenso positiv anzumerken wie das japanisch-deutsche und deutsch-japanische Glossar, das den Band zusammen mit einem Index abrundet.¹ Den einzelnen Kapiteln vorangestellt sind jeweils meist seitenfüllende Fotos, deren Auswahl letztlich Geschmackssache sein dürfte. Schade ist, dass sie nur bedingt in einem Zusammenhang zum jeweiligen Kapitelinhalt stehen, in diesem Sinne also auch nicht die behandelten Inhalte illustrieren.

Im Folgenden werden sechs Kapitel (2–7) herausgegriffen und näher beleuchtet, wobei der Fokus auf einer Anzahl problematischer Passagen liegt.

¹ Seltene Ausnahmen ohne eine solche Angabe, die gegebenenfalls also noch zu ergänzen wäre in einer Neuauflage, sind Begriffe wie ‘Phonogramm’ und ‘Logogramm’ (S. 29) oder ‘Minimalpaar’ (S. 75). Zudem sollte gerade angesichts der zweiten im Vorwort genannten Zielgruppe allgemeinlinguistisch ungebräuchliches Vokabular vermieden werden. Statt von “gebrochenen Lauten” für *yōon* 拗音 (S. 47, 91, 216, 217) ist beispielsweise besser von Silben mit palatalisierten (vor allem historisch und dialektal auch labialisierten) Konsonanten im Anlaut zu sprechen. (Der Gegenbegriff *chokuon* 直音 fehlt zudem ganz im Glossar.) Eine Übersetzung wie “(halb)getrübter Laut” für *(han)dakuon* (半濁音 (S. 212, 213, 217) sollte allenfalls wie hier in Anführungszeichen stehen, zumal sie eine Erläuterung der dahinter befindlichen Begriffe, die sich an die traditionelle chinesische Phonologie anlehnen, nicht ersetzen kann. Die Gleichsetzung von *bikago* 美化語 mit ‘Euphemismus’ (S. 182f., 212, 216) mutet auch eher unglücklich an.

Mit der Auswahl soll eine unnötige Doppelung der bereits in der Rezension von Monika Unkel zu findenden Beobachtungen vermieden werden, die sich vorwiegend auf die drei Kapitel “Morphologie” (7), “Pragmatik” (11) sowie “Japanisch als Fremdsprache” (13) beziehen,² sie ist sonst aber im Wesentlichen praktisch begründet und der Willkür des Rezensenten geschuldet.³ Die verbleibenden, dort wie hier nicht näher behandelten Kapitel befassen sich nach dem einleitenden Kapitel “Die japanische Sprache” (1) mit den Themenfeldern “Syntax” (8), “Semantik” (9), “Namen” (10) sowie “Varietäten” (12).

Kapitel 2 und 3: “Die Entwicklung der Schrift bis 1945” (S. 29–42) sowie “Die japanische Schrift nach 1945” (S. 45–55)

Dass die Konzeptschrift “auch Grasschrift genannt wird” (S. 30) trifft ohne Frage zu, wichtig wäre jedoch ein Hinweis darauf gewesen, dass es sich dabei um eine Fehlübersetzung handelt. Letztlich setzt sich *sōsho* 草書 ‘Konzeptschrift’ genauso wenig aus ‘Gras’ plus ‘Schrift’ zusammen wie *denshin* 電信 ‘Telegraphie’ aus ‘Elektrizität’ plus ‘Glaube’, wie später in Bsp. 117 auf S. 109 behauptet. Auch an anderen Stellen wäre eine Einführung wie die vorliegende die ideale Plattform gewesen, gängige Missverständnisse der Art “Grasschrift”, “Frauenschrift” (s.u.) oder “Chinesisch [ist] eine monosyllabische Sprache” (S. 18) auszuräumen. Die Gelegenheit dazu bleibt allerdings wiederholt ungenutzt.

2 Siehe Monika UNKEL: “Rezension – Martina Ebi und Viktoria Eschbach-Szabo (2015): *Japanische Sprachwissenschaft. Eine Einführung für Japanologen und Linguisten* (Narr Studienbücher). Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag“, *BUNRON. Zeitschrift für literaturwissenschaftliche Japanforschung* 3 (2016): 125–129.

3 Zusätzlich zu den schon bei Unkel (2016: 128, Fn. 16) angeführten Druckfehlern und anderen kleineren Problemen lassen sich verschiedene weitere Fehlschreibungen anführen – etwa “和漢混構文 **wakan konkōbun**” (S. 65) → 混淆 für *konkō*, “述べ語数 **nobe gosū**” (S. 87) → 延べ語数, “Mac Donald” (S. 95) → McDonald’s, “Monophthongisierung” (S. 185) → Monophthongisierung, “Exite” (S. 191) → Excite usw. –, ferner Umschriftprobleme wie bei “NHK **enu ecchi kē**” (S. 111) → *etchi* (bzw. *eichi*), “そ う **so**” (S. 160) → *sō*, “**kakōkei** 過去形” (S. 213) → *kakokei* usw. Auch die Aufzählung verschiedener Wiedergaben des Namens Goethe (von “Transliteration[en]” kann hier nicht pauschal die Rede sein) auf S. 151 enthält Korrekturbedürftiges: “ゲイテ **guite**”, “ギョーツ **giyōttsu**” usw. Stellenweise ist auch die Umschrift des Chinesischen betroffen, etwa bei “Chin, Li wei” (S. 206) → Chen Liwei (陳力衛) oder der “chinesische[n] Bezeichnung für das Inselreich 日本(国) **zi pen(guo)**” (S. 17; abermals oben auf S. 18) → Riben(guo) (sollte hingegen eine historische Umschrift gemeint sein, wäre besser ein Hinweis auf die betreffende Quelle beizugeben).

Morohashis *Dai kanwa jiten* 大漢和辭典 ist mit 50.000 Schriftzeichen keinesfalls “[d]as größte Zeichenlexikon” (S. 31), sofern man diese Aussage nicht mit Einschränkungen versieht oder präzisiert, was ein ‘Zeichenlexikon’ bieten können muss. Die reine Anzahl wird bereits im *Jiyun* 集韻 (1039; 53.525 Zeichen) oder in den spät-Ming-zeitlichen Zeichenlexika vom sogenannten *Haipian*-Typ 海篇, die über Missionare schon im Europa des 17. Jhs. eine gewisse Berühmtheit erlangten, mit Leichtigkeit übertroffen. Aktuellere Publikationen gehen ebenfalls deutlich darüber hinaus, so etwa das *Zhonghua zihai* 中華字海 (1994; 85.568 Zeichen) oder das *Yitizi zidian* 異體字字典 (2004; 106.230 Zeichen). Allerdings ist Zeichenlexikon nicht gleich Zeichenlexikon, ein *jiten* 字典 nicht unbedingt ein *jiten* 辭典.

In Aussagen wie “Manche Wörter können daher auch zwei On-Lesungen haben” (S. 35) tritt deutlich die weithin zu beobachtende Vermengung von Sprache und Schrift zutage. Gemeint sind nicht Wörter, sondern Schriftzeichen(folgen), konkret etwa im ersten dort genannten Beispiel: 人間 gegenüber *ningen* sowie *jinkan* usw. Die angegebene Bedeutung ‘Mensch’ trifft ferner ohnehin nur auf *ningen*, nicht aber auf *jinkan* zu, so dass man unmöglich von *einem* Wort sprechen kann. Es liegen offenkundig *zwei* Wörter vor, die sich hinsichtlich ihrer lautlichen Form sowie auch ihrer Bedeutung unterscheiden – und abgesehen von ihrem etymologischen Zusammenhang lediglich im Schriftbild übereinstimmen. Ähnliche Fälle von Vermengung der beiden Ebenen finden sich wiederholt im vorliegenden Buch, etwa wenn “[d]ie Zahlen [...] sowohl eine japanische Kun-Lesung als auch eine sinojapanische On-Lesung” haben sollen (S. 122) oder wenn gar Schriftzeichen unmittelbar Morpheme sein sollen: “Als Logogramm hat jedes Kanji eine eigene Bedeutung und ist insofern ein lexikalisches Morphem” (S. 109). Auch “[d]er japanische Name Japans, 日本 **nihon**,” ist hiervon betroffen, wenn selbiger “seit dem 7. Jh. benutzt” worden sein soll (S. 17). Das mag vielleicht für die Schriftzeichen gelten, doch sagt dies nur wenig über die sprachliche Bezeichnung dahinter zum betreffenden Zeitpunkt aus. Gerade anhand solcher Fälle hätte man den Leser für die Problematik Sprache vs. Schrift sensibilisieren können, die einem regelmäßig auch bei der Verwendung einsprachiger Wörterbücher begegnet, welche oftmals nicht hinreichend differenzieren zwischen Belegen für ein *Wort* gegenüber solchen für eine bestimmte *Schriftzeichenfolge*.

Die exemplarische Auflistung von *man'yōgana* 万葉仮名 für /ko/⁴ auf S. 34 enthält mit 箆胡 scheinbar ein digraphisches Phonogramm (eine relativ seltene, aber durchaus belegte Kategorie), tatsächlich wurde jedoch nur ein Komma zwischen den beiden Zeichen vergessen. Zur Illustration des Umstandes, dass chinesische Schriftzeichen in der Verschriftung des Altjapanischen üblicherweise keinen optischen Hinweis auf ihre jeweilige Funktion als Phono- oder (Logo- bzw. besser) Morphogramm lieferten, wird auf derselben Seite ein Gedicht aus dem *Man'yōshū* 万葉集 (II/141) zitiert – wie in weiten Teilen der japanologischen Literatur üblich in anachronistischer Umschrift –, wobei “die phonographisch verwendeten Kanji unterstrichen” sein sollen. Von den fünf Unterstreichungen bedürfen zwei eines Kommentars: 之 für attributivesches =ga in Vers 2 ist tatsächlich nicht phono-, sondern zweifelsfrei morphographisch zu verstehen (phonographisch hingegen wäre 之 für /si/, was auch den heutigen *kana* し und ぢ zugrunde liegt). Bei 者 in 有者 für *ar.aba* ‘sollte sein’ in Vers 4 ist der Fall potentiell ambig, die weitaus größere Wahrscheinlichkeit im Kontext des *Man'yōshū* hat aber die Deutung als Morphogramm auf ihrer Seite.⁵

Weiter geht es mit einem Absatz zur Verschriftung der japanischsprachigen kaiserlichen Erlasse: “Diese Schwierigkeiten führten dazu, dass in den kaiserlichen Erlassen der Nara-Zeit (710–794 n. Chr.) die für grammatische Endungen und Postpositionen lautwertig gebrauchten Zeichen (宣命書き **senmyōgaki**) kleiner geschrieben und somit optisch hervorgehoben wurden[,] und trugen schlussendlich zur Entwicklung der phonographischen Silbenschriften bei (Müller-Yokota 1989: 192)”. Die Position der Klammer ist ungünstig und vielleicht auch lediglich Ergebnis eines Versehens, bezeichnet der japanische Begriff doch die (bei weitem nicht auf die Nara-Zeit beschränkte) Verschriftungsart der Erlasse (sowie der *norito* 祝詞 und auch

4 Präziser sollte es wie in der verwendeten Vorlage – nämlich Tomasz MAJTCZAK: “MAN'YŌGANA 万葉仮名” (2003), online verfügbar unter <https://www.academia.edu/4214516/> – /ko₁/ (bzw. /kwo/) lauten, denn hierfür und nicht für altjapanisches /ko₂/ (bzw. /ko/) stehen sämtliche gegebenen Beispiele.

5 Zwar findet sich unter den späteren *hiragana* eine recht gängige *hentaigana* für /fa/ (später /ha/) ~ /ba/ auf Basis von 者, doch sind unzweifelhafte Belege für ein Phonogramm 者 /pa/ ~ /ba/ in den Quellen des Altjapanischen noch rar. Dem gegenüber steht allein in den Gedichten des *Man'yōshū* bereits eine vierstellige Zahl an Belegen für 者 zur Schreibung des Selektivs =pa ~ =ba, des kausal-temporalen -URe=ba und des hypothetischen Konditionals auf -Aba. Der Gebrauch ist also beschränkt auf eine geringe Anzahl an funktional und/oder etymologisch verwandten Morphemen, deren Auswahl sich deutlich am Gebrauch des klassischchinesischen *zhe* 者 orientiert, so dass 者 im *Man'yōshū* im Standardfall als Morphogramm einzustufen ist.

anderer Textarten) *insgesamt*, nicht lediglich die lautwertig gebrauchten Zeichen als deren Bestandteil. Inwiefern diese Verschriftungsart “zur Entwicklung der phonographischen Silbenschriften” an sich beigetragen haben soll, ist auch unklar, da selbige ja bereits eine der Grundlagen für die *senmyō*-Verschriftung darstellten. Müller-Yokota (1989: 192f.) behauptet Derartiges dann auch gar nicht, sondern führt ganz korrekt aus: “Diese wegen ihrer Verwendung bei den kaiserlichen Erlassen als *semmyō-gaki* 宣命書 (‘Schreibweise der kaiserlichen Erlasse’) bezeichnete Form der schriftlichen Darstellung ist praktisch bis heute das Grundprinzip der japanischen Schrift geblieben: Nomina und die unveränderlichen Stämme der Verba werden in der Regel mit chinesischen Schriftzeichen, Postpositionen und Flexionsendungen mit *Kana*, die an die Stelle der *Man*[’*lyōgana* getreten sind, geschrieben.”⁶ Es geht letztlich also um die gemischt phonographisch-morphographische Verschriftung des Japanischen, wobei in den *senmyō* wie heute im Standardschriftbild (wenn auch auf andere Art und Weise) die funktionale auch mit einer optischen Differenzierung korreliert.

Auf S. 37 liest man, “[d]ie japanische Literatur der Hofdamen” wie das *Makura-no sōshi* 枕草子 sei “vollständig in Hiragana geschrieben, weshalb die Schrift auch Frauenschrift (女手 **onnade**) genannt wurde”. Abgesehen vom problematischen, hier aber gar nicht problematisierten Begriff der “Frauenschrift”⁷ und auch von der Frage, ob beim angeführten Kausalzusammenhang die Sachlage nicht vielleicht etwas zu sehr verkürzt wurde: Die Aussage zur Verschriftung dürfte kaum zutreffend sein. Die Urfassung aus der Hand von Sei Shōnagon 清少納言 ist zwar wie bei den meisten frühen literarischen Werken nicht erhalten, so dass Details der Schreibung des Japanischen darin nicht mit letzter Bestimmtheit zu ergründen sind. Ein Blick auf die frühen erhaltenen Textzeugen der verschiedenen Überlieferungslinien oder auch Manuskripte anderer Prosawerke aus der Zeit legen aber nahe, dass durchaus auch chinesische Schriftzeichen morphographisch eingesetzt wurden, wenn auch zu einem vergleichsweise geringen Anteil. So absolut

6 Wolfram MÜLLER-YOKOTA: “Schrift und Schriftgeschichte”, Bruno LEWIN et al. (Hg.) (1989): *Sprache und Schrift Japans*, Leiden: Brill 1989 (Handbuch der Orientalistik, 5.1.2): 185–221.

7 Hierzu hätte man zumindest, um im Bereich der deutsch- und englischsprachigen Literatur zu bleiben, auf S. 78, Fn. 61 in Christopher SEELEY: *A history of writing in Japan*, Leiden, New York: E.J. Brill 1991 oder Judit ÁROKAY: “Frauenschrift (*onnade*) und die Anfänge der japanischen Literatur”, Dorothee SCHAAB-HANKE und Judit ÁROKAY (Hg.): *Bemerkenswerte Frauen in Ost- und Südostasien*, Hamburg: Ostasien Verlag 2007 (Hamburger Sinologische Schriften, 10): 13–28 verweisen können.

wie es im Zitat oben oder auch später auf S. 60 (“ausschließlich in Kana geschriebenen Prosatexte”, wiederum mit Bezug auf die Heian-Zeit) oder S. 65 (“ausschließlich in Man’yōgana bzw. in späterer Zeit in einer der Silbenschriften verfasst”, mit Bezug auf *wabun* 和文 allgemein) klingt, ist die Aussage keinesfalls haltbar. Mit “überwiegend” statt “vollständig” wäre man hingegen auf der sicheren Seite und der Verschriftungsrealität deutlich näher.

Wenn von den *katakana* gesagt wird, dass es bei ihnen – wohl im Gegensatz zum Fall der *hiragana* – “weniger Schreibvarianten” gab (S. 38), ist dies ganz ohne zeitliche Einschränkung angesichts der vielen Hundert in Heian-zeitlichen Glossentexten belegten *katakana* wohl als irreführend zu bezeichnen.⁸ Der geringere Variantenreichtum in neuerer Zeit ist lediglich Ergebnis einer vergleichsweise frühen Konsolidierung und Herausbildung einer Norm. Ein Blick auf das Heian-zeitlich belegte Inventar macht zudem auch noch deutlicher als bereits das heutige Standardinventar, dass die Aussage “Ihrer Schreibung liegt nur ein Graphem der Kanji zugrunde” (S. 38) als Faustregel nicht unzutreffend ist, letztlich aber auch ohne Not verschleierte, dass zahlreiche *katakana* über Kursivformen entstanden sind (*ki* キ ← 幾, *su* ス ← 須, *we* エ ← 恵 usw.) und besonders in frühen Glossentexten als Nährboden der *katakana* eine klare Dichotomie der Art *hiragana* = Kursivformen chinesischer Zeichen vs. *katakana* = Vereinfachungen chinesischer Zeichen in *kaishu*-naher Form durch Weglassen einzelner Bestandteile (“Grapheme” im Zitat oben) gar nicht existiert. Es herrscht vielmehr ein Nebeneinander verschiedener Vereinfachungsstrategien, die sich nicht gegenseitig ausschließen und im Gegenteil sogar öfter miteinander kombiniert werden.⁹

Die auf S. 37 wiederholte Ansicht, das eine der Syllabare habe seinen Namen *hiragana* “seit der Edo-Zeit”, ist ebenso überholt wie diejenige, dass “[e]rst Anfang der Edo-Zeit (17. Jh.) [...] der 濁点 **dakuten** [...] und der 半濁点 **handakuten** [...] rechts oben neben die Kana gesetzt” werden (S. 39).¹⁰ Wenn es zudem heißt, dass das Hinzufügen der Diakritika erst spät

8 Siehe etwa die Übersicht auf S. 154f. in Kokugo gakkai 国語学会 (Hg.): *Kokugogaku jiten* 国語学辞典, Tōkyō: Tōkyōdō 1955.

9 Einen kompakten wie sachkundigen Überblick zur Etymographie der *katakana* bietet beispielsweise TSUKISHIMA Hiroshi 築島裕: “Katakana-no jigen” 片仮名の字源, Ders.: *Kokugo-no rekishi* 国語の歴史, Tōkyō: Tōkyō daigaku shuppankai 1977: 81–108.

10 Zum Begriff *hiragana* im 15. Jh. siehe YAMAUCHI Yōichirō 山内洋一郎: “Kotoba ‘hiragana’-no shutsugen-to kana-dehon” ことば「平仮名」の出現と仮名手本, *Kokugo kokubun* 国語国文 80.2 (2011): 44–53. – Beispiele für den Gebrauch von *handakuten*

erfolgte, “[o]bwohl es im Japanischen um 1000 n. Chr. bereits die Unterscheidung von stimmhaften [d, g, z] und stimmlosen [t, k, s] Konsonanten gab” (S. 39), wird zumindest suggeriert, dass dies vor 1000 n. Chr. noch nicht der Fall war. Tatsächlich ist die Existenz einer Opposition zwischen (pränasaliert-)stimmhaften und stimmlosen Konsonanten aber bereits für das Altjapanische unstrittig – entsprechend halten die *man’yōgana* ja auch separate Phonogramme hierfür parat (加 /ka/ vs. 我 /ga/ usw.), was von der Optik abgesehen eines der vornehmlichsten Charakteristika im Kontrast zu den späteren *hiragana* und *katakana* darstellt, auf S. 33f. aber unerwähnt bleibt. Auch die Zuverlässigkeit der Aussage, dass die *hiragana* “[e]rst mit den Sprachreformen nach 1945 [...] standardisiert” wurden (S. 38), ist fraglich – siehe die *Shōgakkōrei shikō kisoku* 小学校令施行規則 vom 21.VIII.1900, insbesondere Art. 16 sowie Tab. 1 (bspw. in: *Kanpō* 官報 5141: 315, 325),¹¹ deren Auswahl an *kana*-Formen wiederum eine lange Vorgeschichte im Kontext des nachfolgend behandelten *iroha*-Gedichts aufweist.

Dieses “im Jahr 1079 verfasste” (S. 38) Gedicht ist in Wirklichkeit lediglich erstmals datierbar – doch bezeichnenderweise nicht in *hiragana* – belegt in einem Glossentext, dessen Kolophon sich auf besagtes Jahr bezieht (*Konkōmyō saishō-kyō ongi* 金光明最勝王經音義, Ms. im Besitz der Daitōkyū kinen bunko), nicht aber wurde es notwendigerweise auch in diesem Jahr verfasst, sondern vermutlich früher.¹² Leser, die auch einen Blick in die Fußnoten nicht scheuen, werden ferner vor ein chronologisches Rätsel

vor Beginn der Edo-Zeit sind bereits seit Jahrzehnten bekannt. Zu den frühen Arbeiten hierzu gehören YAMADA Tadao 山田忠雄: “Kurokawa-bon *Nichiren shōnin chūgasan-no shaonhō*” 黒川本日蓮聖人註画讃の写音法, *Kokugogaku* 国語学 84 (1971): 75–95 und FUKUSHIMA Kunimichi 福島邦道: “Handakuonpu-kō” 半濁音符考, Ders.: *Kirishitan shiryō-to kokugo kenkyū* キリシタン資料と国語研究, Tōkyō: Kasama shoin 1973 (Kasama sōsho 笠間叢書, 38): 209–242. – Bekannte Beispiele für den *dakuten*-Gebrauch in der Muromachi-Zeit bieten die Autographen von Zeami 世阿弥, die Manuskripte verschiedener *shōmono* 抄物 und Lexika usw. Beschränkt man sich ferner nicht auf die heute übliche Form sowie Position *rechts oben* neben den *kana*, erweitert sich das frühe Quellencorpus beträchtlich. Eine ausführliche Darstellung der bis in die Heian-Zeit zurückreichenden (Vor-)Geschichte der *dakuten* (sowie auf S. 205–252 auch der *handakuten*) bietet NUMOTO Katsuaki 沼本克明: *Rekishi-no kanata-ni kakusareta dakuten-no genryū-o saguru* 歴史の彼方に隠された濁点の源流を探る, Tōkyō: Kyūko shoin 2013.

11 Digitalisiert verfügbar unter: <http://dl.ndl.go.jp/info:ndljp/pid/2948435>.

12 Aufgrund lautgeschichtlicher und anderer Umstände wird spätestens seit ŌYA Tōru 大矢透: *Onzu oyobi tenarai shika-kō* 音図及手習詞歌考, Tōkyō: Dainihon tosho 1918 ein früherer Zeitpunkt für die Entstehung angenommen. Bei ihm fällt die Wahl auf die zweite Hälfte des 10. Jhs. (siehe dort S. 148).

gestellt, heißt es doch zum angeblich 1079 verfassten *iroha*, dass “[d]as ン fehlt, da es zu dieser Zeit noch keinen Silbenschlussnasal [n] gab, der früheste Nachweis für [n] stammt aus dem Jahre 1061” (S. 38, Fn. 12). Nähere Angaben zu diesem frühesten Nachweis – in welcher Form? in welcher Quelle? wo in der Sekundärliteratur behandelt? usw. – werden zudem nicht genannt.¹³

Das eigentliche Problem liegt jedoch woanders. Zuerst einmal wird für die Heian-Zeit und zwar bereits für vor der mutmaßlichen Entstehungszeit des *iroha* normalerweise von zwei Silbenschlussnasalen ausgegangen, nämlich *-m* vs. *-n*.¹⁴ Ersterer wurde zumeist mit den gleichen Mitteln wie die Silbe *mu* verschriftet (auch ン ← 无 ist ursprünglich Darstellungsmittel für *mu*), letzterer besonders außerhalb der chinesischen Gelehrsamkeit lange Zeit gar nicht, aber auch dort länger mit schwankenden Mitteln.¹⁵ Da das *iroha* nun aber – wie auf S. 38 ausgeführt – auf eine Erfassung der üblicherweise differenzierten *kana*-(Kategorien) und nicht etwa aller denkbaren

13 Eventuell wurde die Information von Roy Andrew MILLER: *The Japanese Language*, Chicago: University of Chicago Press 1967: 213 bzw. Ders.: *Die japanische Sprache. Geschichte und Struktur*, München: iudicium 1993 [2000] (Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien der Philipp Franz von Siebold Stiftung, 4): 221 bezogen, der selbst bereits nur vage Angaben preisgibt, indem er lediglich auf eine “Glosse zu einem in der Sammlung des Chiō-in [sic] in Kyōto befindlichen buddhistischen Text, der auf das Jahr 1061 zu datieren ist”, verweist. Gemeint ist der Tempel Chion’in 知恩院, beim glossierten Text handelt es sich um *Cheng weishi lun shuji* 成唯識論述記 (T. 1830). Zuverlässiger ist erwartungsgemäß Günther WENCK: *Japanische Phonetik*, Bd. 4: *Erscheinungen und Probleme des japanischen Lautwandels*, Wiesbaden: Harrassowitz 1959, der auf S. 272, § 1022 und S. 461 das Manuskript explizit benennt.

14 Ausführlich thematisiert bereits u.a. bei NAKADA Norio 中田 祝 夫: “Chūko on’inshi-jō-no ichi mondai” 中古音韻史上の一問題, *Kokugogaku* 国語学 6 (1951): 29–43. Vgl. auch die ausführliche Darstellung bei Wenck (1959: 255–287, § 1011–1026). – Dieser bis heute in der einschlägigen japanischen Forschung vertretenen Sichtweise, die von zwei statt nur einem Silbenschlussnasal ausgeht, steht die Annahme von Bjarke FRELLESVIG: *A case study in diachronic phonology. The Japanese Onbin Sound Changes*, Aarhus: Aarhus University Press 1995: 28 sowie Ders.: *A History of the Japanese Language*, Cambridge: Cambridge University Press 2010: 200 gegenüber, die insofern Erwähnung finden muss, als Frellesvigs *History* an mehreren Stellen im rezensierten Werk herangezogen wird. Da das Für und Wider hier nicht näher diskutiert werden kann, sei lediglich auf die Zurückweisung der Position von Frellesvig (1995) bei Blaine ERICKSON: *The origins and development of Japanese mora nasals*, Dissertation, University of Hawai‘i at Mānoa 1998: 133–136 verwiesen.

15 Eines von vielen Beispielen für gelehrte Schreibungen liefert das bereits genannte *Konkōmyō saishō-kyō ongi*, indem darin sinojapanisches *-m* mittels 牟 /mu/ verschriftet wird, für *-n* und *-ŭ* (für mittelchinesisches *-ng*) hingegen die im Anschluss an das *iroha* extra erklärten speziellen Symbole (ähnlich > und <) zum Einsatz kommen.

Silben in der Sprache abzielt,¹⁶ ist ein Ausbleiben der Silbenschlussnasale vorprogrammiert: *-m* ist zusammen mit *mu* über eine *kana* «mu» bereits abgedeckt, ein Mittel zur Wiedergabe für *-n* gab es allenfalls für das Sinojapanische. Da zudem umgangssprachliche Verschleifungen in der konservativen Sprache der Dichtung vermieden wurden, bleibt der einzige potentielle Einsatzbereich für ein Darstellungsmittel für *-n* außerhalb des Sinojapanischen im Gedicht ganz außen vor. Selbst wenn also in der gesprochenen Sprache bereits Silbenschlussnasale vorhanden waren, fehlt dem *iroha* gewissermaßen gar nichts.

Wenn nach der “Landesabschließung” und dem Verbot des Christentums “die Lateinschrift in Japan nicht mehr benutzt” worden und erst “[m]it der Landesöffnung 1853 [...] erneut nach Japan” gekommen sein soll (S. 40f.), wird nicht nur die gesamte *rangaku* 蘭学 pauschal vernachlässigt, es werden auch deren Nebeneffekte ausgeblendet, die vom Einzug von Lateinschriftproben in Haushaltsenzyklopädien über den spielerischen Umgang mit Pseudo-Lateinschrift in manchen *ukiyo-e* 浮世絵 bis hin zu Kuriositäten wie dem in Lateinschrift gehaltenen Tagebuch von Shimazu Nariakira 島津斉彬 (1809–1858) reichen.¹⁷

Auf S. 47 wird mit Bezug auf Orthographiereformen der Nachkriegszeit behauptet, dass bis dahin “die Schreibung der Wörter seit der Heian-Zeit (794–1185) weitgehend unverändert geblieben war” (Ähnliches findet sich auch bereits auf S. 40). Ein Blick beispielsweise in ein Werk der Unterhaltungsliteratur der Edo-Zeit, aber auch sonst in weite Teile der japanischen Literatur im weitesten Sinne seit der Heian-Zeit macht deutlich, wie fern diese Aussage von der beobachtbaren Realität ist. Der beständige Lautwandel schlug sich erwartungsgemäß zunehmend auch in der Verschriftung nieder, was letztlich auch Ausgangspunkt für orthographische Überlegungen wurde (Fujiwara-no Teika 藤原定家, Gyōa 行阿, Keichū 契沖 usw.), zumal die aufblühende Lexikographie auf selbige angewiesen war und einen das im *iroha*-Gedicht konservierte *kana*-Inventar ohnehin praktisch zu einer

16 So bleibt im *iroha*-Gedicht die Opposition (pränasaliert-)stimmhaft vs. stimmlos ebenso unberücksichtigt wie geschlossene Silben (von den auf Nasal endenden Silben abgesehen auch solche auf *-t*) oder Silben mit Diphthong. Ebenso wurden Spezifika des Sinojapanischen wie palatalisierte und labialisierte Konsonanten (*ky-*, *kw-* usw.) ausgespart.

17 Als Beispiel für eine solche Haushaltsenzyklopädie mag das *Wakan setsuyō musō-bukuro* 倭漢節用無双囊 dienen (verschiedene Ausgaben, überprüft wurden diejenigen von 1784 und 1799; siehe jeweils 38v). Zum Tagebuch siehe IDA Yoshiharu 井田好治: “Satsuma-no eigaku (5): *Nariakira-kō gyohitsu ōbun* (Shimazu Nariakira-no rōmaji nikki)-ni tsuite” 薩摩の英学 (五) —— 『斉彬公御筆欧文』 (島津斉彬のローマ字日記) について, *Eigo eibungaku ronsō* 英語英文学論叢 21 (1971): 69–100.

Beschäftigung mit dem Thema zwang. Verzerrt wird dieses Bild lediglich durch die orthographische Homogenisierung, die in modernen Textausgaben gelegentlich vorgenommen wird.

Auf S. 53f. werden drei Lateinumschriften des Japanischen vorgestellt, die sich u.a. in der Transkription der Langvokale unterscheiden sollen, was anhand des Familiennamens Satō 佐藤 illustriert wird. Die angebliche *kunrei*-Umschrift “**Satou**” entspricht aber weder den amtlichen Vorgaben von 1937 (Makron), noch denen von 1954 (Zirkumflex, bei Großschreibung alternativ auch Verdoppelung des Vokalzeichens). Das Nebeneinander von “**Satō**, **Satō**” für die sogenannte Hepburn-Umschrift – die entgegen S. 53 nicht von Hepburn im Alleingang entwickelt wurde und ohnehin besser (wieder) Rōmajikai-Umschrift genannt werden sollte – ist ebenfalls irreführend. In Hepburns Wörterbuch werden Langvokale mittels Makron gekennzeichnet, ob beispielsweise in der ersten Auflage (*A Japanese and English dictionary*, Shanghai: American Presbyterian Mission Press 1867) oder auch in der dritten (*A Japanese-English and English-Japanese dictionary*, Tōkyō: Z. P. Maruya & Co. [etc.] 1886), für welche das erst später als “Hepburn-Umschrift” bezeichnete System der Rōmajikai übernommen wurde.¹⁸ Ebenso verhält es sich mit der modifizierten Fassung der Umschrift in *Kenkyu-sha’s New Japanese-English Dictionary* seit der dritten Auflage von 1954, auf welche sich seitdem viele berufen. Letztlich bleibt also unklar, was als Standard für die sogenannte Hepburn-Umschrift herangezogen wurde bzw. welches System genau mit dieser Bezeichnung belegt wird.

Kapitel 4: “Sprachgeschichte” (S. 57–67)

Zu Beginn wird auf S. 57 eine Periodisierung der Sprachgeschichte präsentiert, die “größtenteils mit den historischen Epochen überein[stimmt]”. Erwähnenswert wäre in diesem Zusammenhang gewesen, dass der Grad der Übereinstimmung mehr an einer allgemein verbreiteten pragmatischen Herangehensweise liegt, nicht aber unbedingt auch von den historisch-linguistischen Fakten getragen wird. Zudem wäre eine Quellenangabe wünschenswert gewesen, da ein völliger Konsens bezüglich der Periodisierung jenseits pragmatischer Notlösungen genauso wenig herrscht wie es einen einheitlichen deutsch- oder auch englischsprachigen Standard für die Be-

18 Zur irreführenden Bezeichnung “Hepburn-Umschrift” und der Rolle der Rōmajikai siehe Hepburns eigene Angaben in dieser dritten Auflage (“Preface”, S. iii sowie “Introduction”, S. xii f.).

zeichnung der einzelnen Sprachepochen gibt. Die Sprache des Zeitraumes 1868–1912 als “Spätes Neujapanisch” zu bezeichnen, dem ein “Frühes Neujapanisch” (1600–1868) gegenübersteht, ist beispielsweise nicht gerade gängig in der entsprechenden Literatur. Von der Übernahme der (besonders in der einschlägigen englischsprachigen Literatur der letzten Jahrzehnte durchaus gängigen) Bezeichnungen “Frühes Mitteljapanisch” vs. “Spätes Mitteljapanisch” ist ebenfalls abzuraten, da so eine größere Nähe zwischen diesen beiden Sprachstufen suggeriert wird als zwischen ihnen und denjenigen davor bzw. danach. Auch führt dies leicht dazu (wie auf S. 60–62 geschehen), dass die beiden vereinfachend als “Mitteljapanisch” zusammengefasst werden. Die suggerierte Nähe oder gar Einheit wird von den linguistischen Fakten keinesfalls gestützt, vielmehr fällt die mitunter größte Zäsur in der japanischen Sprachgeschichte gerade in diesen Zeitraum.

Formulierungen wie “Sprachstadium X bezeichnet man als Y” (S. 60) oder “Y wird die Sprachstufe X genannt” (S. 62) täuschen über die Komplexität der Lage lediglich hinweg, so dass der Leser nicht hinreichend auf die vertiefende Lektüre zum Thema vorbereitet wird. Irreführend ist es ferner, wenn die in diesem Kapitel eingeführten Bezeichnungen an anderer Stelle auch Anderes meinen, etwa wenn “古語辞典 **kogo jiten**” auf S. 191 mit “Altjapanische Lexika” erklärt wird – inhaltlich adäquater wäre eine Bezeichnung wie “altsprachliche Lexika” o.ä. gewesen. Ausschließlich das Altjapanische behandeln nur die allerwenigsten Lexika – und die vorhandenen Ausnahmen machen dies i.d.R. bereits mit einem spezifischeren Titel deutlich.

Bei der Nennung westlichsprachiger Literatur zur Sprachgeschichte (S. 57) hätte man durchaus stärker auf die ansehnlichen Früchte der historisch-linguistischen Forschung innerhalb der deutschsprachigen Japanologie Bezug nehmen können, sei es auch nur im Sinne von weiterführenden Literaturangaben für interessierte Leser. So vermisst man Namen wie Kay Genenz, Heiko Narrog, Roland Schneider oder selbst Günther Wenck.

“Der Großteil des Wissens über das Altjapanische”, so heißt es zur Quellenlage der ältesten schriftlich belegten Sprachepoche, “stammt aus den Reichsannalen, dem *Kojiki* [...] und dem *Nihon shoki* [...]. Daneben ist die Gedichtsammlung *Man'yōshū* [...] eine wichtige Quelle” (S. 58). Tatsächlich sind die Verhältnisse wohl eher umgekehrt, wenn auch die erstgenannten Werke chronologisch den Vorrang haben mögen. Das altjapanische Textbeispiel auf S. 58–60 ist zudem unglücklich gewählt, handelt es sich doch um eine (von oftmals schwer sicher einzustufenden Namensschreibungen abgesehen) morphographisch verschriftete Passage aus dem Haupttext

des *Kojiki* 古事記. Die *exakte* sprachliche Form des Textes hinter der Verschriftung ist eher Glaubenssache, so dass ein sicherer Einblick in das Altjapanische auf dieser Grundlage kaum möglich ist. Die aus Bruno Lewins *Chrestomathie* (1965, Bd. 1: 24f.)¹⁹ übernommene Umschrift ist zudem anachronistisch und wird den zuvor auf S. 58 knapp angesprochenen phonologischen Gegebenheiten des Altjapanischen nicht gerecht – was auch für das auf S. 34 zitierte Gedicht aus dem *Man'yōshū* (II/141) oder ähnlich später auch für die auf S. 39 und 61 angeführten klassischjapanischen Gedichte gilt –, die ebenfalls von Lewin (1965, Bd. 2: 3) übernommene Abschrift der Passage ist leicht fehlerhaft.²⁰ Auch das unkommentierte Nebeneinander zweier deutscher Übersetzungen der Passage, nämlich einer von Karl Florenz neben derjenigen von Klaus Antoni, dürfte beim Leser Fragen aufwerfen, die unbeantwortet bleiben: Abgesehen von erwartbaren stilistischen Unterschieden in der Übersetzung finden sich auch Abweichungen in den Namensformen und in der verwendeten Umschrift. Woher rühren diese jedoch?²¹ All dies fällt allerdings weniger ins Gewicht als die ebenso unkommentierten, aber vor allem teils sinnentstellenden Eingriffe in die “[s]prachliche[n] Kommentare nach Lewin (1965b: 24)” (S. 59; gemeint ist eigentlich 1965a, also Bd. 1). Beispielsweise kommentiert Lewin (1965, Bd. 1: 24f.):

nori-tamaishiku nominalisiertes Prät. v. nori-tamau 4 verkünden (tamau Hilfsverb, honorativ-respektvoll, AJG²² § 139): das, was sie verkündeten. Das im Altjap. produktive Verbalsuffix -ku zur Nominalisierung von Verben folgt in der Regel der Ind. F., nur beim Prät.-Suffix -ki der Attr. F. (-shiku). Semantisch dem postp. Formalnomen -koto vergleichbar, steht es häufig nach den Verben des Sagens unmittelbar vor der direkten Rede.

19 Bruno LEWIN: *Japanische Chrestomathie von der Nara-Zeit bis zur Edo-Zeit*, 2 Bde., Wiesbaden: Harrassowitz 1965.

20 So sollte bei “高木神b” das “b” in Analogie zu den anderen Verweisbuchstaben hochgestellt sein (für Lewins 高木神 mit einem “b” neben dem ersten Schriftzeichen, dort allerdings in vertikaler Schreibung), zwischen 忍 und 耳 fehlt das Zeichen 穂, statt 詔りたまひしく steht hier fälschlich 語りたまひしく.

21 Am Rande sei angemerkt, dass hier mit “Taka-ki-nó-kami” statt “Taka-ki-[...]” ein Fehler von Klaus ANTONI: *Kojiki – Aufzeichnungen alter Begebenheiten*, Berlin: Verlag der Weltreligionen im Insel Verlag 2012: 77 unbemerkt oder wenigstens unkommentiert übernommen wird (siehe hingegen z.B. dort S. 70 für korrektes “kí” statt “ki”). Auch sollte “[...]nómikótó” besser wie bei Antoni “[...]nó-mikótó” lauten.

22 AJG = Bruno LEWIN, *Abriss der japanischen Grammatik auf der Grundlage der klassischen Schriftsprache*, Wiesbaden: Harrassowitz 1959 (sowie ²1975, ³1990).

Im vorliegenden Werk wird auf S. 59 daraus nun:

nori-tamaishiku nominalisiertes Präteritum von **nori-tamau**; **nori** “verkünden” + **tamau** Hilfsverb honorativ-respektvoll: “das, was sie verkündeten”. Das im Altjapanischen produktive Suffix **-ku** zur Nominalisierung von Verben (Präteritum **-ki** in der Attributivform **-shiku**). Semantisch dem modernen postpositionalen **koto** vergleichbar, steht es häufig nach den Verben des Sagens unmittelbar vor der direkten Rede.

Gemeint bei Lewin ist natürlich die Herleitung von *-shiku* über die Attributivform *-shi* des Präteritums *-ki* (und nicht etwa über dessen Indefinitivform *-se*, wie es in Analogie zu anderen Fällen gegebenenfalls zu erwarten wäre; vgl. zu dieser Form auch weiter unten) plus nachfolgendem *-ku*. Eine “Attributivform **-shiku**” existiert nicht.

Mitunter die größten Irritationen in diesem Kapitel rufen S. 61f. hervor, wo ein mit “Der Schmetterling der Träume” betitelt Gedicht aus dem *Kokin waka-shū* 古今和歌集 angeführt wird, allerdings ohne Angabe der Nummer. Neben dem Gedicht selbst in “Original-” und Umschrift steht eine gegenwartsjapanische Übersetzung ohne jede Quellenangabe,²³ worauf eine deutsche Übersetzung von Julius Kurth sowie wiederum Kommentare aus Lewins *Chrestomathie* folgen. Das Gedicht samt deutscher Übersetzung lautet wie folgt auf S. 61:

思ひつつ
Omoitsutsu
 ぬればや人の
Nureba-ya hito-no
 みえつらん
Mietsuran
 夢としりせば
Yume-to shiriseba
 さめざらましを
Samezaramashi-wo

“Seit ich im Schläfe
 Den Mann gesehen, den ich
 Von Herzen minne,
 Seit dieser Zeit erst lieb’ ich
 Der Träume bunten Falter.” (Kurth 1943: 34)

23 Die wahrscheinlichste Vorlage ist wohl die auch im Literaturverzeichnis (S. 207) verzeichnete Ausgabe von Ozawa Masao 小沢正夫 (Komm./Übs.): *Kokin waka-shū* 古今和歌集, Tōkyō: Shōgakukan 1971 (Nihon koten bungaku zenshū 日本古典文学全集, 7).

Wiedergegeben wird also erst in anachronistischer Umschrift Gedicht Nr. 552 aus dem *Kokin waka-shū*, übersetzt dann jedoch das darauf folgende Gedicht Nr. 553. Dies ist insofern rätselhaft, als sich sowohl die gegenwartsjapanische Übersetzung auf S. 61 als auch die auf S. 62 zitierten Kommentare Lewins gleichermaßen unmissverständlich auf Nr. 552 beziehen.

Die Problematik der gebotenen deutschen Übersetzung endet allerdings nicht damit, dass sie sich auf das falsche Gedicht bezieht: Die von Julius Kurth vorgelegte Übersetzung stammt ursprünglich auch aus einem Band mit dem Titel *Japanische Lyrik*, der bereits vor über einem Jahrhundert nicht völlig zu Unrecht äußerst kritisch gewürdigt wurde. Bereits Anfang sowie Abschluss der Rezension der zweiten Auflage durch Hara Shinkichi 原辰吉 sprechen Bände:²⁴

“Dr. Julius Kurth, der ungefähr seit einem halben Jahrzehnt emsig Bücher schreibt, hat auch ein Werkchen veröffentlicht, das den stolzen Titel ‘Japanische Lyrik’ trägt. Dieses Büchlein ist aber leider mißraten. Es wimmelt von lauter Fehlern, von denen ich hier nur einige aufs Geratewohl heraushole.” (S. 107)

“Wie man aus den oben erwähnten Tatsachen ersieht, ist Kurth’s ‘Japanische Lyrik’ zum mindesten als überflüssig zu bezeichnen. Bedarf es da noch des Hinweises, daß wir leider zur Stunde von verschiedenen Seiten mit Werken bedacht werden, die der deutschen Forschung die Kultur des Ostens nahebringen sollen, ohne auch nur im mindesten das unbedingt nötige wissenschaftliche Rüstzeug aufweisen zu können.” (S. 109)

Nun ist dies nicht der Ort, um auf Kurths Werk oder dessen drastische Beurteilung durch Hara im Detail einzugehen, doch kann man letzterem bezogen auf den “Schmetterling der Träume” – “eine Aufschrift, die Kurth, wie er es gern tut, erfunden hat” (Hara 1913: 108) – nur beipflichten. “Unglaublich” ist es nämlich in der Tat, “daß er chō Falter übersetzt hat”, liegt in Nr. 553 doch nicht etwa das Wort *tefu* 蝶 ‘Schmetterling’ vor, sondern schlichtweg das Partikelverb des Quotativs =*tefu* (=to *ifu* entsprechend, wie es in der Textvariante des Gedichts im Gen’ei-Manuskript 元永本 des *Kokin waka-shū* dann auch lautet).

24 HARA Shinkichi: “JULIUS KURTH, Japanische Lyrik. Nach den Originalen übertragen. 17. Bd. der Sammlung ‘Die Fruchtschale’. Verlag von R. Piper & Co. in München und Leipzig. Zweite Auflage (ohne Datum)”, *Ostasiatische Zeitschrift* 1 (1912/1913): 107–09.

Der Umgang mit den Kommentaren Lewins ist wiederum unbefriedigend. So wird aus Lewins (1965, Bd. 1: 59) Anmerkung

nureba-ya vielleicht da ich schlief (nu 2u); -ya nach dem kausalen Prädikat (-ba, AJG § 109) bezeichnet die Unsicherheit der Begründung (AJG § 115a).

im vorliegenden Werk auf S. 62:

nureba-ya vielleicht “da ich schlief”; -ya nach dem kausalen Prädikat bezeichnet die Unsicherheit der Begründung

Das Wort “vielleicht” ist jedoch nicht Ausdruck der Unsicherheit Lewins, sondern zwingend als Teil der Übersetzung aufzufassen, so dass sich die Setzung der Anführungszeichen sinnentstellend auswirkt. Ein ähnlich gelagerter Fall findet sich auch bereits zuvor auf S. 59 in den Kommentaren zur bereits angesprochenen Passage aus dem *Kojiki*, wo aus Lewins (1965, Bd. 1: 25) “kotomuku 2u für sich gewinnen, unterwerfen” unter mutmaßlicher Fehlinterpretation des “für” nun “**kotomuku** für ‘sich gewinnen’” wird.

Auch die bei Lewin verwendeten Abkürzungen werden teils fehlinterpretiert. So wird aus Lewins (1965, Bd. 1: 60) Anmerkung “-seba Ind. F. v. -ki (AJG § 171, Fußn. 9)” nun “-seba indikative Form der Präteritumform von -ki” (S. 62). Nicht nur wäre auf inhaltlicher Ebene statt Indikativ allenfalls Konjunktiv nachvollziehbar, die Abkürzung “Ind. F.” hätte über die Abkürzungsliste bei Lewin (1965, Bd. 1: XIII) auch leicht in “Indefinitform” aufgelöst werden können (womit streng genommen nur -se und nicht -seba insgesamt angesprochen wird, was aus der Beschreibung an der angegebenen Stelle in Lewins *Abriss* dann auch deutlich wird). Auch verbleibt unklar, inwiefern eine “Präteritumform von -ki” existieren kann, da -ki selbst ja bereits dem Ausdruck des Präteritums dient. Letztlich kann man jedem Leser also nur zum Griff zu Lewins *Chrestomathie* im Original raten, die den hier entstehenden negativen Eindruck keinesfalls verdient hat.

Als letzter Problembereich aus diesem Kapitel sei auch Abschnitt 4.2 “Historische Sprachvarianten und Schreibstile” (S. 63–66) angesprochen, wenn auch nur kurz, um die Büchse der Pandora nicht öffnen zu müssen – gibt es doch kaum einen Themenbereich in der westlichsprachigen japanologischen Literatur mit Sprachbezug, in dem das konzeptionelle und terminologische Chaos perfekter wäre. Nach verschiedenen Ausführungen werden für die Edo-Zeit die “wichtigsten Stilarten” aufgezählt (S. 65f.), und zwar

mit Verweis auf (allerdings nicht als Zitat aus) “Lewin 1990c”.²⁵ Dabei wird der Leser konfrontiert mit Begriffspaaren wie “書簡文 **shokanbun** Briefstil in sinojapanischer Mischform” vs. “候文 **sōrōbun** formeller Briefstil mit dem Honorativverb 候 **sōrō**”, ohne wirklichen Versuch einer Abgrenzung dieser “Stile”. Von Lewin (1990: Sp. 1556) war eine solche sicherlich auch gar nicht intendiert, nennt er doch als eine der “wichtigsten [...] Stilarten” lediglich “de[n] Briefstil (*shokanbun*, eine sinojap. Mischform)” – womit der sogenannte *sōrōbun* ja bereits abgedeckt ist, wie es aus Sp. 1557 auch hervorgeht. Auch sonst werden verschiedene Eingriffe in Lewins Beschreibungen vorgenommen, was im Grunde durchaus legitim ist, da sie nicht als wörtliche Zitate gekennzeichnet sind. Allerdings gewinnt die Darstellung weder an Präzision, noch an Verständlichkeit, wenn etwa von “俳文 **haibun** Literatursprache der Haikai-Dichter mit höfischen Elementen” (S. 66) die Rede ist, wohingegen Lewin a.a.O. vom “Haikai-Stil (*haibun*, Literatursprache der Haikai-Dichter mit höfischen, gelehrten und volkstümlichen Elementen)” spricht. Überhaupt erscheint eine bloße Auflistung verschiedener “Stile” ohne das Anführen “harter” linguistischer Kriterien (was durchaus möglich ist und im Idealfall mit konkreten Beispielen zu illustrieren wäre) kaum zielführend, auch wenn eine solche Herangehensweise keinen Einzelfall in der Literatur darstellt.

Unerwartet ist, dass der Bereich der Lautgeschichte in diesem Kapitel nur recht lückenhaft behandelt wird, obgleich man selbige auch auf geringem Raum für die Leser gewinnbringend hätte umreißen können²⁶ – am besten im Tandem mit der auf S. 40 kurz angesprochenen historisierenden *kana*-Orthographie, die manchen Lautwandel in der Schrift konserviert und deren Kenntnis selbst nur am Gegenwartsjapanischen ernsthaft interessierte Leser ohnehin erwerben müssen (auch abgesehen von ihren Resten in der modernen Orthographie, die auf S. 47 nicht ganz vollständig zur Sprache kommen). So hätte sich dann im späteren Verlauf eine Grundlage ergeben

25 Laut Literaturverzeichnis (S. 204) handelt es sich hierbei um den Abschnitt “Sprache” auf Sp. 1491–1512 in Horst Hammitzsch (Hg.): *Japan-Handbuch. Land und Leute, Kultur- und Geistesleben*, Stuttgart: Steiner 1990, tatsächlich finden sich die entsprechenden Inhalte allerdings im Eintrag “Sprachstile”, Sp. 1555–1558, hier besonders Sp. 1556.

26 Dass dies grundsätzlich selbst in wenigen Zeilen verständlich möglich ist, hat beispielsweise Bruno LEWIN: “Sprachgeschichte”, Ders. (Hg.): *Kleines Lexikon der Japanologie. Zur Kulturgeschichte Japans*, Wiesbaden: Harrassowitz 1995: 447–449 demonstriert, auch wenn man in der Substanz Korrekturen bzw. Ergänzungen vornehmen wollte. Wissbegierigere Leser mit Interesse an Details kann man auch heute noch guten Gewissens an Günther WENCK: *Japanische Phonetik*, 4 Bde., Wiesbaden: Harrassowitz 1954–1959 und besonders Bd. 4 verweisen.

für eine differenziertere Darstellung, etwa wenn es mit Bezug auf sinojapanische Wörter heißt: “Da sie bei der Entlehnung lautlich vereinfacht wurden, gibt es viele Homophone” (S. 91). Es steht zwar außer Frage, dass im Sino-japanischen einige lautliche Kontraste des Mittelchinesischen verloren gegangen sind, doch spielt neben der Adaption zum Zeitpunkt der Entlehnung auch die spätere Lautgeschichte der Nehmersprache eine ganz entscheidende Rolle. Beispielsweise kann eine moderne sinojapanische Zeichenlesung wie *kō* (um beim Beispiel von S. 47 zu bleiben, dies aber noch zu erweitern) auf allerlei verschiedene Vorlagen der Heian-Zeit zurückgehen, so etwa *kau* 高 (vgl. mittelchinesisch *kaw*), *kaū* 岡 (*kang*), *kwaū* 光 (*kwang*), *kafu* 甲 (*kæp*), *kou* 構 (*kuwH*), *koū* 工 (*kuwng*), *kofu* 劫 (*kjæp*) usw.²⁷ Die Vereinfachung bei der Entlehnung macht entsprechend nur einen Teil der Geschichte aus, wenn es um Homophonie geht.

Kapitel 5: “Phonetik und Phonologie” (S. 69–82)

Zu Beginn wird ausgeführt, dass “[d]ie Laute der Sprachen der Welt [...] mithilfe des Internationalen Phonetischen Alphabets (IPA) dargestellt” werden (S. 69), doch halten sich die gebotenen phonetischen Wiedergaben in eckigen Klammern gelegentlich selbst nicht an diesen Standard. Könnte man den praktisch ausnahmslosen Gebrauch von [ː] anstelle von korrektem [ː] zur Kennzeichnung von (hier nur: Vokal-)Länge anfangs noch als leichter tippbare Ersatzschreibung interpretieren, wird dies kurz darauf sogar explizit beschrieben: “Die Längung wird in der phonetischen Transkription durch einen Doppelpunkt [ː] dargestellt” (S. 76, Fn. 7). Tatsächlich hat dies mit dem IPA-Standard – vgl. auch die auf S. 70 abgedruckte Übersicht – jedoch genauso wenig zu tun wie die sporadische Verwendung eines Makrons über dem Vokalzeichen wie etwa in [ekɪsupāto] (S. 94, Bsp. 87) mit [ā] statt [aː] bzw. gemäß S. 76, Fn. 7 zu erwartendem [aː].²⁸ Eine ähnliche Vermengung von phonetischer Transkription und allgemeiner Umschrift findet sich auch in Fällen wie [koːshoː] statt [koːɕoː] (S. 69, 71) – interpretiert nach dem IPA würde es sich um zwei Konsonanten handeln, [s] und [h]. Leser mit linguistischen Grundkenntnissen werden mit solchen Schreibweisen freilich eben-

27 Mittelchinesische Formen in der Transkription von William H. BAXTER: *A Handbook of Old Chinese Phonology*, Berlin, New York: Mouton de Gruyter 1992 (Trends in Linguistics. Studies and Monographs, 64); siehe hier Kap. 2.

28 Das englische Wort *expert* wird hingegen [ˈɛkspɜːt], also korrekt mit [ː] geschrieben (S. 94, Bsp. 87).

so wenig Probleme haben wie z.B. mit der Tatsache, dass in Tab. 18 auf S. 73 nicht nur der velare Nasal mit [ŋ] wiedergegeben wird, sondern auch der eigentlich [ɲ] zu schreibende alveopalatale. Leser einer Einführung dürften allerdings schon verunsichert werden, wenn die Aussprache des /ɾ/ schwankend mit [r] (S. 73, Tab. 18, S. 79, Bsp. 54 etc.) neben [ɾ] (S. 94, Bsp. 85–87) und auch [r] (S. 77, Bsp. 47) wiedergegeben wird oder wenn, möglicherweise inspiriert durch die gängigen Umschriften, von der “Verdoppelung eines Konsonanten” (S. 77) die Rede ist und die Aussprache u.a. von *kitte* ‘Briefmarke’ als [kitte] mit [tt] angegeben wird (S. 77, Bsp. 45), obgleich ja phonetisch nicht zweimal der gleiche Konsonant vorliegt, sondern vielmehr die Phase des Verschlusses (bzw. in anderen Fällen der Reibung usw.) verlängert wird.²⁹ Der Gebrauch von [ː] zur Kennzeichnung solcher Langkonsonanten ([tː] usw., alternativ bei den Plosiven auch [t̪t̪] usw.) wäre daher wünschenswert gewesen. Ein weiterer Fall, in welchem das Ernstnehmen der Lautbeschreibungen zu einer unüblichen Aussprache führt, liegt vor, wenn die Allophone [ɛ], [z], [tɕ] und [ç] der Phoneme /s/, /z, d/, /t/ und /h/ “vor /i, j/” vorkommen sollen (S. 75). Korrekt müsste es “vor /i/ bzw. zusammen mit /j/” oder ähnlich lauten, damit sich jeweils [ɛa], [za] usw. und nicht [ɛja], [zja] ergibt.

Die Auflistung der Allophone des Silbenschlussnasals (S. 76) lässt die Hälfte der möglichen Umgebungen unberücksichtigt: folgende alveolare Konsonanten außer [n] werden wie auch alveopalatale nicht berücksichtigt, vor allem aber auch nicht Fälle mit folgendem Vokal oder Gleitlaut. Da durch die durchgehende Verwendung von ⟨n(′)⟩ in der sogenannten revidierten Hepburn-Umschrift dem Japanischlerner eine einheitliche Realisierung suggeriert wird,³⁰ wäre gerade in diesem Fall ein Hinweis wichtig gewesen (auch bereits schon vorher auf S. 54 in Tab. 14 zu den “Tücken der Hepburn-Umschrift für deutsche Muttersprachler”) – ganz abgesehen davon,

29 Dies hat bereits Karl FLORENZ: “Neue Bewegungen zur japanischen Schriftreform. Mit lautphysiologischen Exkursen”, *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens* 8.3 (1902): 299–360 ganz korrekt dargestellt: “Eine **wirkliche Verdoppelung** aller dieser Laute, wie man gewöhnlich behauptet, findet aber auch im Japanischen bei den Verschlusslauten **nicht** statt” (Fettdruck im Original; S. 347). Ebenso deutlich äußert sich auch Günther WENCK: *Japanische Phonetik*, Bd. 1: *Die Lautlehre des modernen Japanischen* [...], Wiesbaden: Harrassowitz 1954: 65, § 99.

30 Dies ist allerdings nicht Hepburn anzulasten, der bereits in der ersten Auflage seines Wörterbuches gleich in der Einleitung auf die vom Schriftbild abweichende Aussprache hingewiesen hat: “The final *n* (ン), when at the end of a word has always the sound of *ng*” (Hepburn 1867: ix). Vermutlich steht “the sound of *ng*” allerdings für Verschiedentliches, von [ŋ] über [ɲ] bis hin zu verschiedenen Nasalvokalen.

dass es sich beim Silbenschlussnasal um das japanische Phonem mit den meisten Realisierungsmöglichkeiten handelt, so dass es sich zur Illustration des Kontrastes von Phonetik und Phonologie ganz besonders eignet.

Ein ähnliches Zukurzkommen von Aussprachevariationen auf phonetischer Ebene findet sich dann, wenn hinsichtlich der *Phonetik* allgemein von einem relativ kleinen Lautinventar und konkret z.B. von fünf Vokalen die Rede ist (S. 69, 73). Je nach Sichtweise – d.h. vor allem je nach Interpretation von Langvokalen, Diphthongen usw. – wäre dies auf phonologischer Ebene unproblematisch, in phonetischer hingegen höchstens dann, wenn vor allem Varianten hinsichtlich des Öffnungsgrades bei /e, o/ oder der Zentralisierung bei /u/ und die Realisierungen des Silbenschlussnasals als Nasalvokal ignoriert werden. Das Japanische scheint so vokalärmer als es zumindest hinsichtlich der Phonetik ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Bereich der Phonotaktik. So sind in der Auflistung der möglichen Silbenstrukturen (S. 77) trimoraische Strukturen wie CVRN, CVRQ, CVVN oder CVVQ (möglicherweise aufgrund ihres kontroversen Status) und selbst gängige, unkontroverse bimoraische wie CVV nicht zu finden, was insgesamt zu einem Bild übermäßiger lautlicher Armut beiträgt. Möglicherweise stellen die Autorinnen aber auch die Existenz von Diphthongen im Japanischen generell in Frage. Zumindest ist weder der deutsche Begriff noch sein japanisches Gegenstück *nijū boin* 二重母音 im Glossar oder im Index zu finden. Die eher beiläufige Erwähnung der “Monopht[h]ongisierung von Doppelvokalen” (S. 185; im konkreten Fall *kitanai* ‘schmutzig’ zu *kitanē*) legt letztlich aber doch nahe, dass von ihrer Existenz ausgegangen wird. Ein weiterer Hinweis ergibt sich aus S. 60, wo auf die “Erweiterung der Silbenstruktur von CV hin zu CVV, CVN und CVQ” verwiesen wird, auch wenn dies der unmittelbar vorangehenden Aussage, dass sich im “Mitteljapanischen” angeblich “die Zahl der Silben auf 66 verkleinerte”, widerspricht.³¹ Hiervon abgesehen scheinen Diphthonge samt ihrer oftmals problematischen Abgrenzung von heterosyllabischen Abfolgen zweier Vokale allerdings nicht thematisiert zu werden.

In das Bild lautlicher Armut passt auch die Auflistung mehrerer Dutzend sinojapanischer Wörter der Form *kōshō* (S. 71). Gerade für eine Einführung vermisst man einen relativierenden Hinweis darauf, dass nicht wenige der

31 Um Missverständnisse zu vermeiden, wäre statt “Zahl der Silben” eine präzisere Formulierung wie “Zahl der Silben der Struktur (C)V” zielführender gewesen. In der zugrundeliegenden Rechnung werden Silben jenseits der simplen Struktur (C)V (anders gesagt: alle Silben, die sich nicht mit einer einzigen der üblichen *kana* wiedergeben lassen) nämlich übergangen.

Beispiele recht speziell und praktisch auf den schriftlichen Bereich beschränkt, andere bereits obsolet sind.³² Homophonie ist in der Realität also ein weitaus weniger dramatisches Problem als manch ein Leser denken könnte.

Kapitel 6: “Wortschatz” (S. 85–104)

Zu Beginn wird u.a. die Problematik des Wortbegriffes und seiner oft widersprüchlichen Anwendung auf das Japanische angesprochen (S. 85f.), wobei es sich der “verbreitetste[n] Wortdefinition” zufolge bei einem “Wort (語 **go** oder 単語 **tango**)” jedoch um “die kleinste im Satz frei vorkommende bedeutungstragende Einheit” handeln soll (S. 85; praktisch identisch auch auf S. 107, 140). Da diese Sichtweise jedoch nicht einheitlich befolgt wird, solle man “[b]ei Wortschatzuntersuchungen [...] daher immer vorab klären, welche Wortdefinition der Analyse zugrunde liegt” (S. 86). Im weiteren Verlauf finden sich dann auch verschiedentliche Vorstellungen von dem, was ein Wort sein soll, ohne dass der Versuch einer Vereinheitlichung unternommen wird (was je nach Vorlage auch nicht immer einfach ist). Während für Tab. 22 auf S. 87 noch eine Fußnote darauf hinweist, dass “hier auch die Partikeln als Wörter gezählt” werden (S. 87, Fn. 3), bleibt die Bestimmung des jeweiligen Wortbegriffs sonst oft Aufgabe des Lesers. Beispielsweise entspricht es ja genauso wenig der “verbreitetste[n] Definition”, wenn sich unter den “häufigsten 10 Wörter[n] im Japanischen” in Tab. 23 auf S. 88 u.a. Präfixe (*o-*), Suffixe (*-teki*) und die Partikelverben *da* und *desu* finden (wohingegen Partikeln im engeren Sinne wohl ausgeklammert wurden) oder wenn *jodōshi* 助動詞 als “nicht-selbständige Wörter” beschrieben werden (S. 118). In Abb. 15 auf S. 113 werden zudem neben Präfixen und Suffixen selbst Grußfloskeln als eigene “Wortart” behandelt.

Der Umstand, dass das japanische Wort *go* zwar die gängige Übersetzungsentsprechung von ‘Wort’ ist, im System der Schulgrammatik aber

32 Die Auflistung basiert laut S. 69 auf dem *Daijisen* 大辞泉, was – wie die meisten als *kokugo jiten* 国語辞典 bezeichneten einsprachigen Lexika – kein Wörterbuch ausschließlich des Gegenwartsjapanischen darstellt, sondern vielmehr bewusst und gewollt allerlei Historisches enthält. Anders gesagt: Bei weitem nicht alles, was dort einen Eintrag erhält, existiert auch wirklich im Gegenwartsjapanischen. – Adäquater wäre entsprechend der Einsatz eines *kokugo jiten* mit Fokus auf dem Gegenwartsjapanischen gewesen (*Shin meikai kokugo jiten* 新明解国語辞典, *Gakken kokugo daijiten* 学研国語大辞典 usw.), die nicht nur eine merklich geringere Zahl an Einträgen beispielsweise für *kōshō* aufweisen, sondern auch manche der verbleibenden Wörter noch als schriftsprachlich o.ä. kennzeichnen.

Einheiten bezeichnet, die nicht zwangsläufig auch einem Wort entsprechen, hätte zum Anlass genommen werden können, die Leser auch vor vergleichbaren terminologischen Stolperfallen zu warnen. Ähnliches gilt ja beispielsweise auch für den Begriff *onsetsu* 音節, der zwar einerseits die übliche Übersetzungsentsprechung für ‘Silbe’ ist, andererseits in der japanischen Literatur aber häufig im Sinne von More verwendet wird. Die unkommentierte Gleichsetzung von *onsetsu* mit ‘Silbe’ auf S. 77, 215 und 219 ist insofern unvollständig bis potentiell irreführend beim Verständnis japanischer Sekundärliteratur.

Die definitorische Abgrenzung der lexikalischen Strata ist nicht ideal gelöst: Die sogenannten *gairaigo* 外来語 werden in einer Überschrift erst als “Entlehnungen aus westlichen Sprachen” (S. 92) beschrieben, nur um zwei Zeilen weiter einschränkend hinzuzufügen, dass “auch neuere Entlehnungen aus dem Chinesischen und Koreanischen [...] dazu gezählt” werden, worauf als Gegenbeispiele die Wörter *rāmen* und *kimuchi* folgen (anders als bei den Wörtern mit tatsächlich westlicher Herkunft aber ohne Angabe der zugrundeliegenden Wörter in der jeweiligen Gebersprache). Eine Definition schlichtweg in Abgrenzung vom sinojapanischen Vokabular wäre da unproblematischer, sofern letzteres klar umrissen wird. Dies geschieht im Zuge der Ausführungen auf S. 91 im Prinzip auch, allerdings wird kurz darauf ein Wort wie *kaban* 鞆 ‘Tasche’ selbst dann noch als *kango* 漢語 angesprochen, wenn seine Etymologie als “nicht vollständig geklärt” gilt (S. 95, Bsp. 94 und dazu Fn. 16) und überhaupt auch der gemäß S. 91 zu erwartende Zusammenhang von Schreibung und Wortform (eben *kaban*, nicht sinojapanisch *hō*) nicht erfüllt wird – was analog auch für das im gleichen Atemzug als *kango* eingeordnete Wort *kippu* 切符 ‘Fahrkarte’ gilt. Bei den letztgenannten Fällen dürfte wohl ein Versehen vorliegen, Verwirrung über die Abgrenzung des sinojapanischen Vokabulars stiftet dies aber nichtsdestotrotz.

Die phonologische Charakterisierung der einzelnen Strata wäre besser noch stärker in Form von Tendenzen zu formulieren gewesen, zudem nach Möglichkeit unter Berücksichtigung diachroner Veränderungen. Die stattdessen teils zu findenden zeitlosen wie absoluten Aussagen sind in ihrer Schärfe kaum haltbar. So heißt es über *wago* 和語 beispielsweise: “Sie beginnen weder mit den stimmhaften Plosivlauten /b/, /d/, /g/ [] und /z/ noch mit /r/ oder []/p/” (S. 90). Mit Ausnahme von /p/ mag dies für das Altjapanische noch so gelten, seitdem mehrten sich allerdings für /b, d, g, z/ die Ausnahmen. Siehe etwa *bakemono* ‘Gespenst’, *deru* ‘herausgehen’, *doko* ‘wo?’, *gomi* ‘Abfall’, *zama* ‘erbärmlicher Zustand’ usw. (Im Übrigen wäre hier

auch wieder der Wortbegriff zu spezifizieren, denn für die *go* der Schulgrammatik – die ja auch *joshi* 助詞 und *jodōshi* umfassen – gilt diese Einschränkung bereits im Altjapanischen nicht: =*be.si* ‘Potential’, =*do* ‘Adversativ’, =*ga* ‘Attributiv’, =*zo* ‘Elativ’, =*ram.u* ‘Dubitativ’.) Ähnlich leicht lassen sich Gegenbeispiele zur Aussage finden, die *wago* “enthalten [...] nicht den Nasal /N/” (S. 90). Siehe etwa *kangaeru* ‘nachdenken’, *kanmuri* ‘Krone’, *nan* ‘was?’, *onna* ‘Frau’, *sakan* ‘blühend’ u.v.m. sowie zahlreiche Flexionsformen der Verben mit *b*-, *m*- oder *n*-Stamm, die alle (sekundäre) Silbenschlussnasale enthalten. Der kurz darauf wiederholte Kontrast zum sinojapanischen Stratum – “Im Unterschied zu den Wago kennen die Kango auch den Nasal /N/ im Silbenauslaut” (S. 91) – ist wie auch in den anderen Fällen i.d.R. zwar quantitativ greifbar, nicht aber qualitativ. Formulierungen wie “Sie [= *wago*; S.O.] enthalten vergleichsweise wenige Langvokale” und “kaum verdoppelte Konsonanten” (S. 90) erscheinen da zielführender, auch wenn “kaum” wohl quantitativ zu wenig andeutet, wenn man neben Langkonsonanten in Wörtern wie *asatte* ‘übermorgen’, *makkuro* ‘pechschwarz’, *yappari* ‘wie erwartet’ usw. vor allem die zahlreichen Flexionsformen der Verben mit *r*-, *t*- und *w*-Stamm mitberücksichtigt.

Nicht nachvollziehbar ist die Rechnung, dass bei sinojapanischen Wörtern “die Zahl der vier- bis sechsmorigen Wörter besonders groß” ist, da sie “meist aus zwei Kanji bestehen” (S. 91). Gemeint ist vermutlich “zwei- bis viermorig”, da Einzelzeichenlesungen nie kürzer als eine, aber auch nie länger als zwei Moren sind.

Kapitel 7: “Morphologie” (S. 107–123)

Der Klappentext verspricht, die vorliegende Einführung “verbindet schulgrammatisches Wissen und neue Beschreibungsmodelle” miteinander – umso verwunderlicher ist es da insbesondere für eine deutschsprachige Publikation, dass eine Auseinandersetzung mit der *Japanische[n] Morphosyntax* von Jens Rickmeyer praktisch nicht stattfindet.³³ Da Monika Unkel (2016:

33 Die offenbar einzige Erwähnung findet sich auf S. 123, allerdings lediglich in einer Liste weiterführender Literatur. Für die Leser eines 2015 erschienenen Buches wäre zudem ein Verweis auf eine neuere Ausgabe (zuletzt Tübingen: Edition Julius Groos im Stauffenburg-Verlag 2014) als auf die überholte Fassung von 1983, damals noch unter dem Titel *Morphosyntax der japanischen Gegenwartssprache*, sinnvoller gewesen. Ähnlich verhält es sich mit dem *Kleine[n] japanische[n] Valenzlexikon* desselben Autors, für das auf S. 130 auf die längst vergriffene Erstauflage von 1977 verwiesen wird statt auf die Neuauflage von 2008.

126f.) auf diesen Umstand bereits in ihrer Rezension hingewiesen hat, muss dieser Punkt nicht allzu sehr vertieft werden. Erwähnt sei nur, dass eine solche Auseinandersetzung nicht nur hinsichtlich des Wortbegriffes geholfen hätte, sie hätte auch sonst manch einen Fehler zu vermeiden geholfen. Beispielsweise ist die Aussage, dass “[m]anche i-Adjektive wie 小さい **chiisai** ‘klein’ [...] wie na-Adjektive” flektieren (S. 116), selbst dann noch irreführend, wenn man ein “auch” ergänzt. Denn letztlich ist lediglich adnominales *chiisa-na* möglich, nicht aber **chiisa-ni* oder **chiisa-da* wie bei regulären Nominaladjektiven. Anders gesagt: das betreffende Wort erfüllt *nicht* (zusätzlich) die Definition eines Nominaladjektivs oder auch eines *keiyō dōshi* 形容動詞 der Schulgrammatik. Präzisere Angaben zu solchen Fällen sowie allgemein zur Subklassifizierung der Adjektive wären bei Rickmeyer problemlos zu finden gewesen (siehe dort Abschnitt 30-1.1.2).

Weiterhin hätte eine Anlehnung an Rickmeyer, für manche Klassen aber auch eine wirkliche Anlehnung an die Schulgrammatik Probleme in puncto Wortklassendefinitionen vermeiden helfen können. So heißt es zwar erst, dass “Wörter, welche die gleichen grammatikalischen Merkmale teilen, [...] der gleichen Wortart” angehören (S. 111), doch finden sich auf den folgenden Seiten dann letztlich wiederholt semantisch motivierte Definitionen. Besonders problematisch sind dabei folgende beiden, die im Übrigen auch nicht die Haltung der Schulgrammatik widerspiegeln (welche sich in groben Zügen in Abb. 14 auf S. 112 findet): “Verben [...] beschreiben eine Handlung” (S. 112; vgl. aber *aru* ‘existieren’, *dekiru* ‘können’ usw.), “Adjektive beschreiben die Eigenschaft von Objekten” (S. 115; vgl. aber *nai* ‘nicht existieren’, *hoshii* ‘haben wollen’, *kanashii* ‘traurig sein’ usw.). Anhand von Paaren wie *aru* (Verb) vs. *nai* (Adjektiv) oder Reihen wie *iku* ‘geht’ (Verb) → *ikanai* ‘geht nicht’ ([Derivativ-]Adjektiv) → *ikanakatta* ‘ist nicht gegangen’ ([Derivativ-]Verb) hätte man vielmehr leicht illustrieren können, wie inkonsequent und irreführend semantisch motivierte Definitionen zwangsläufig ausfallen müssen und warum morphosyntaktischen Kriterien der Vorzug zu geben ist.

Letztlich vermag auch die gebotene Behandlung der Analyse des Japanischen gemäß Schulgrammatik nicht zu überzeugen. Beispielsweise stellt Tab. 31 auf S. 114 “Die Flexionsstufen der Verben” dar, doch werden Leser ohne Vorkenntnisse zur Vorgehensweise der Schulgrammatik mehrfach in die Irre geführt. Es werden lediglich die sechs grundlegenden “Flexionsformen” angeführt und diese zudem nicht in der üblichen Abfolge (so steht die *rentaikei* 連体形 vor der *shūshikei* 終止形) – obgleich gerade dies für den Einsatz von japanischen Grammatiken und Lexika essentiell ist, da dem

Benutzer dort die Kenntnis der Standardabfolge abverlangt wird. Die sogenannte *shikōkei* 志向形 bzw. *suiryōkei* 推量形 als historisch begründete Unterkategorie der *mizenkei* 未然形 wird darüber hinaus genauso wenig erwähnt wie die *onbinkei* 音便形 als ebensolche der *ren'yōkei* 連用形. Auch in Tab. 33 über “Die Flexionsstufen der Adjektive” auf S. 116 fehlt wiederum z.B. die *onbinkei*. Vor allem jedoch sind diesmal die Bezeichnungen “Attributivform” und “Finalform” mitsamt ihrer japanischen Entsprechungen vertauscht, die dazugehörigen Formen aber nicht, so dass z.B. “静かだ **shizuka da**” als “Attributivform” bezeichnet wird.

Es ist wohl dann auch der o.g. Umstand des Unterschlagens der zwei zusätzlichen Flexionsformen, der dazu führt, dass nun in der letzten, mit “o-Stufe” betitelten Zeile von Tab. 31 als “Befehlsform” neben “oki- (ro)” und “tabe- (ro)” ein eher rätselhaftes “ik-o” angeführt wird. Dass ein solcher Imperativ nicht existiert, versteht sich von selbst. Tatsächlich dürfte es sich wohl um die (sonst wie gesagt fehlende) *shikōkei* handeln. Die Verwendung von Klammern bei den einstufigen Verben ist ebenfalls erklärungsbedürftig, handelt es sich beim “(ro)” und den anderen eingeklammerten “Endungen” doch um integrale Bestandteile der jeweiligen Flexionsformen gemäß Schulgrammatik. Die Bindestrichsetzung bei “ik-u” usw. suggeriert zudem eine Form subsyllabischer Segmentierung, wie sie in der Schulgrammatik aufgrund des Festhaltens an *kana*-Schreibungen üblicherweise gar nicht vorgenommen wird. Setzt man im Geiste der Schulgrammatik Bindestriche, muss es beispielsweise “i-ku” lauten statt “ik-u”; ebenso müssten “oki- (ro)” und “tabe- (ro)” eigentlich “o-kiro” und “ta-bero” lauten. Diese Einteilung der Flexionsformen in *gokan* 語幹 (hier *i-*, *o-*, *ta-*) plus *gobi* 語尾 (*-ku*, *-kiro*, *-bero*) als eine der Kernkomponenten der Schulgrammatik hätte nicht unerläutert bleiben dürfen. Die Erwähnung der deutschen Begriffe “Verbstamm” und “Flexionsendung” auf S. 113 (bei der Behandlung der Adjektive und Nominaladjektive auf S. 115f. wird keine Einteilung in Stamm und Endung vorgenommen) und die Aufnahme der japanischen Entsprechungen hierzu ins Glossar auf S. 212f. reichen nicht aus, bleibt so doch immer noch die konkrete Art der Einteilung mitsamt all ihrer Probleme im Dunkeln. Ferner würde sich gerade hier wohl der (zusätzliche) Einsatz von *kana* anbieten, denn das Grundproblem einer Analyse wie “i-ku” liegt ja letztlich darin, dass man nicht unmittelbar sprachliche Formen analysiert, sondern vielmehr deren Verschriftung in *kana*, die aus einem historischen Zufall heraus nun einmal nicht (mono-)segmental sind – ein Umstand, den eine differenzierte Einführung in das Funktionieren der Schulgrammatik nicht unerwähnt lassen sollte. Am Rande sei bemerkt, dass dies ohne Frage

auch für das zentrale Konzept der *bunsetsu* 文節 (und ihre Abgrenzung von den *go*) gilt, das im gesamten Buch inklusive Glossar offenbar nicht erwähnt wird.

Eine wenigstens für den Kernbereich lückenlose und rein dem Modell der Schulgrammatik folgende Darstellung wäre für ein Werk mit Einführungscharakter weitaus dienlicher gewesen. Auf dieser Grundlage hätte man dann auch die zahlreichen fraglicheren Aspekte der Schulgrammatik thematisieren können, angefangen beim eben genannten Festhalten an *kana* als Analyseinheit, was eine vernünftige Segmentierung selbst gängigerer Formen unmöglich macht. Ein eindruckliches Beispiel liefern etwa Potentialformen wie *yomeru* ‘kann lesen’ – dessen zugrundeliegendes Verb *yomu* ‘lesen’ auch noch den gleichen Stamm (nämlich *yo-*) haben soll wie *yobu* ‘rufen’, *yoru* ‘sich nähern’ oder *yosu* ‘aufhören’. Die in der Schulgrammatik vertretene Vorstellung von Flexion bringt mit sich, dass mehrere der “Flexionsformen” gar nicht wortfähig sind, und führt weiterhin dazu, dass bei sogenannten unregelmäßigen Verben wie *suru* ‘machen’ und *kuru* ‘kommen’ sowie bei kürzeren vokalischen Verben wie *miru* ‘(an)sehen’ nur noch ein Nullstamm angenommen werden kann bzw. die Differenzierung von Stamm und Endung gleich aufgegeben werden muss. Anstatt solche und andere Probleme offenzulegen und kritisch anzusprechen – auch beispielsweise, dass es ein *jodōshi* namens *u* gibt, dessen Flexion im “Wechsel” zwischen den Formen *u* (*shūshikei*) und *u* (*rentaikei*) besteht und das letztlich nie *u* ausgesprochen wird –, werden dem Leser auf S. 114 lediglich unkommentiert Analysen der Art “**ik-o-u** ‘lass(t) uns gehen’” präsentiert (im Geiste der Schulgrammatik ist der erste Bindestrich so wie gesagt unberechtigt).

Die Terminologie der Schulgrammatik wird nicht ganz einheitlich ins Deutsche übertragen, so dass beispielsweise für *jodōshi* sowohl “Hilfsverben” (S. 112, Abb. 14) als auch “Verbalsuffixe” (S. 113, Abb. 15) zu finden ist. Selbige Abb. 15 enthält mit “Adverbiale” für *rentaishi* 連体詞 (Lewin: Attributiva; so auch in Abb. 14) zudem einen Übersetzungsfehler. Neben einer zuverlässigen Übersicht zur Terminologie der Schulgrammatik wäre für eine Neuauflage auch die Berücksichtigung der in Wörterbüchern üblichen Abkürzungen der japanischen Termini angezeigt.

Nicht nur aufgrund des Mangels an deutschsprachigen Alternativen auf dem Markt dürfte sich die vorliegende Einführung bereits einer gewissen Verbreitung erfreuen – umso wichtiger schien es daher, beispielhaft auf einige der nicht wenigen (noch) vorhandenen Probleme hinzuweisen. Eine Einführung für Einsteiger muss keine revolutionären neuen Erkenntnisse

liefern; es liegt in der Natur der Sache, dass eher grundlegende Dinge thematisiert werden. Gleichzeitig ergibt sich gegenüber der an den Gegenstand erst noch heranzuführenden Zielgruppe auch eine besondere Verantwortung dahingehend, dass die Einführung auf dem aktuellen Stand der Forschung und in jedem Falle sachlich korrekt sein sollte. Um “zu einer reflektierten und differenzierten Auseinandersetzung mit der japanischen Sprache” anzuregen, muss das Material darüber hinaus mit einem hinreichenden Maße an Kritik präsentiert werden. Dies wurde im vorliegenden Werk noch nicht flächendeckend erreicht. Viele der oben angesprochenen Punkte sind streng genommen kaum mehr als Nichtigkeiten, deren Bereinigung in einer späteren Auflage keinen allzu großen Aufwand bedeuten dürfte – umso bedauerlicher ist also, dass dies nicht bereits im Vorfeld der Veröffentlichung geschehen ist.